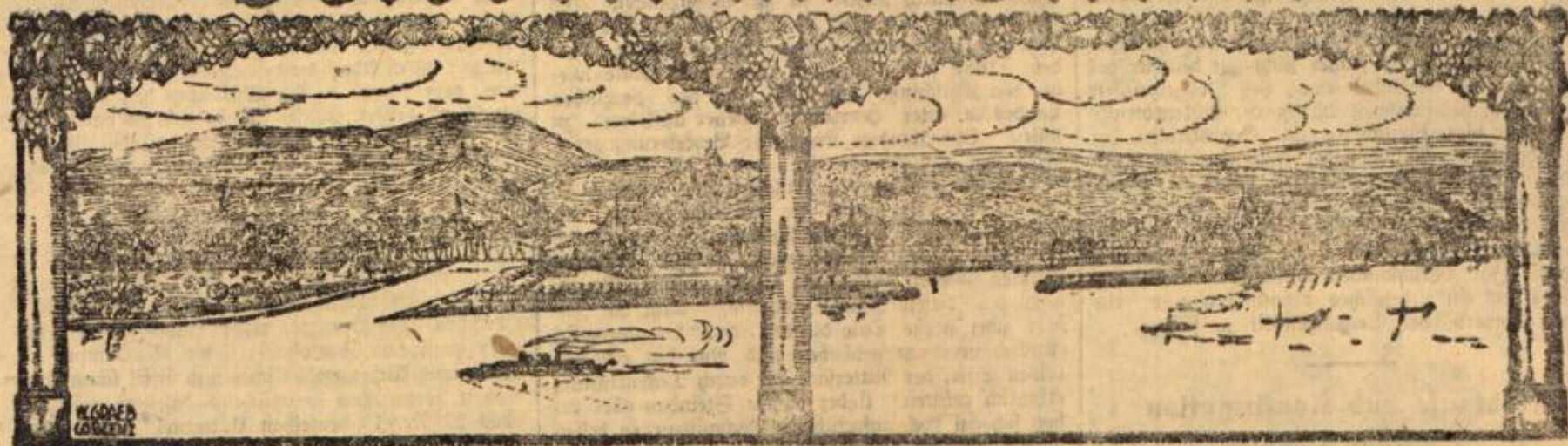


Rhein und Lahn



Nummer 39

Verantwortlicher Schriftleiter:
Otto Richard Wanningen

Sonntag, 5. Dezember 1920

Druck u. Verlag: Buchdruckerei Fr. Schödel
(Inb.: Fr. Kober; sämtlich in Oberlahnstein)

Abrechnung

Im Advent

Sei den Häusern, denen „Advent“ kein fremder Klang, kein Fremdwort ist, denen vielmehr dabei warm ums Herz wird, die sich auf das erste Adventslicht am Bäumchen oder Strauch freuen und die es nicht abwarten können, nach den ersten Festen des ausgehenden Kirchenjahres das neue und zugleich das Nahe des Weltjahres frohlich zu begrüßen: „Macht hoch die Tür, das Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit!“ Liegt nicht eine ganz eigene Stimmung auf diesen Wochen vor Weihnachten? Das Neue hat begonnen — und doch ist es noch nicht da. Die Freude will ausbrechen — doch sie wartet. Advent ist wartende Vorfreude. Ihr Eltern, gönnt sie euren Kindern und wehret nicht, zu Hause und in der Kirche, Advent zu feiern, ihr gebt ihnen damit eine der köstlichsten Jugenderinnerungen mit auf den Lebensweg und zugleich die hohe Kunst, warten zu können, ja noch mehr: in frohlicher Hoffnung zu warten.

Wie not tut uns diese Kunst gerade in unserer Zeit, den Jungen und erst recht den Alten! Wenn sich heutzutage Alte und Junge über die Zeitslage aussprechen, dann klagt nur zu oft — viel weiter als in früheren Generationen — ein Nix zwischen beiden. Die Jungen sagen (oder wenn sie es nicht sagen, meinen sie es): Ihr versteht die Zeit nicht, ihr lebt in einer anderen vergangenen Welt, ihr habt gar keinen rechten Glauben und keine Hoffnung, ihr seid Verzweifelte, bloße Rückwärtschauer — wir wollen leben, wir blicken vorwärts, wir wollen dafür sorgen, daß es noch einmal viel schöner und besser wird, als es je früher war. Und die Alten zucken die Achseln und schütteln die Köpfe und antworten: nein, diese Zeit verstehen wir in der Tat nicht, wollen wir auch nicht verstehen. Wenn es überhaupt noch einmal besser werden soll, dann müßt ihr zur Vergangenheit zurückkehren. Ist da eine Vermittlung möglich? Es scheint nicht.

Und doch, die Adventsbotschaft wendet sich an Alt und Jung: Seid frohlich in Hoffnung! Den Jungen, den Stürmern und Drängern, die sich zum Schweden des Alters oft so erb- und himelstürmend gebärden, ruft Advent zu: Wohl ist es unser Recht, zu hoffen, auch da, wo wenig zu hoffen zu sein scheint, euer gutes Recht, jung zu sein; aber gemach, wartet, werdet reif und laßt die Zeit reifen. Glaubt nicht, daß ihr es schaffen werdet, was der Herr allein schaffen kann. Vergeßt nicht, daß auch die Knaben müde und matt werden, und die Jünglinge fallen.

Ihr Alten aber lernet das von der Jugend, was Advent allen verkündet, lernt wieder frohlich sein in Hoffnung, euer Warten darf nicht zur trüben Resignation werden. Christen kennen kein Altwerden oder Ermüden, weder bei Einzelmenschen noch bei Völkern. Die auf den Herrn warten, kriegen neue Kraft, daß sie aufstehen mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. Christenhoffnung schenkt ewige Jugend.

Darum glühet das Adventslichtlein in allen Häusern und in aller Herzen! Laßt uns freuen mit unseren Kindern auf den, der da kommt im Namen des Herrn, bis das eine große Licht scheint in unserer Finsternis. Wartet und seid frohlich in Hoffnung! Advents-Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.

Vor Weihnachten

Von Hans Heinrich Bornmann

Ein stilles Glückverlangen
aus früher Kindzeit
kommt fernerher gegangen
voll zarter Frömmigkeit,
In diesen letzten Tagen
wird jedes Wort zum Traum
und alle Stunden tragen
den Glanz vom Weihnachtsbaum.
Die Nächte voller Brände
glimmer Wunder schön.
Kommt, reich mir deine Hände,
wir wollen zum Christkind gehn!

Salmenfang im Rhein

Von Hans Ernst

Wo das herrliche Rheintal von Coblenz bis Bingen durchwandert hat, wird von der Loreley an bis ungefähr zwei Kilometer aufwärts mehrere Fischereifähren an den dortigen starken Flußströmungen bemerkt haben. Es sind dies die Salmenfischereien Lung, Modt, Saun, Well und Kommerfeld. In St. Goarshausen und Oberlahnstein wohnen die letzten berufsmäßigen Salmenfischer. Ein einst blühendes Gewerbe, ist die Fischerei mit dem Aufwachsen der Rheinschiffahrt stets zurück gegangen. In grauer Zeit, als St. Goarshausen zu Nassau-Usingen gehörte und Welland der Sohn Wilhelm Ludwigs Fürst von Nassau-Usingen war, wurden die damaligen Fischer von St. Goarshausen erblich mit der Gerechtigkeit des Ausübens der Fischereien Lung und Saun belehnt.

Mit dem Wechsel der Zeiten wegfielen auch die Lehnen der Fischereien. Alte Geschlechtsbriefe von Napoleon I. unterzeichnet, erinnern uns, daß Frankreich schon einmal die Herrschaft am Rhein ausübte. Nach der Vertreibung Napoleons fiel die Lehnsberechtigung wieder an das Haus Nassau, um später 1866 an Preußen zu kommen. Die linksrheinischen Fischereien, Werth, Modt, Well und Kommerfeld waren fiskalisches Eigentum. Die erst genannte Fischerei, ein überaus guter Salmenweg ging in den 90er Jahren infolge der durch den Bau des Loreleyhafens notwendigen Felsprengungen am Werthort zu Grunde. Die Erbleihfischer von Lung und Saun waren an mehrere im Nassauer Lande gelegene Klöster, welche heute als solche nicht mehr bestehen abgabepflichtig. Der jetzige Lehnsherr erhielt 1/4 des Ertrages der gefangenen Salmen. Die Fischer erhielten 2/3 und von jedem Salmen 1 Pfund vorweg zur Anschaffung von Schiff, Grundschiffsbau, Bal, Fisch-

Tauwerk und Netzen. Weiter erhielten die Fischer von jeder Mark 2 Pfg. für Wein. Wer den ersten Salmen im Jahre fing, erhielt 2 Maas Wein zu Fasten der Masse des Lehnsherrn. Die Fischerei durfte nur von approbierten und verpflichteten Fischern ausgeübt werden. Die Verflüchtung erfolgte durch Handschlag seitens der zuständigen Oberförsterei. Die gefangenen Salmen mußten des Morgens bis 8 Uhr dem Salmenwäger angemeldet sein um von diesem um 12 Uhr Mittags in der sogenannten Voi verkauft zu werden.

In der Voi ging es bei guten Fängen hoch her. Wenn auch von jeder Mark Erlös nur 2 Pfg. an Wein vertriehen werden durften, so kam jedoch, wenn 8 oder 10 Stück und mehr von diesen Edelfischen des Rheines im Gewichte von 20 bis 30 Pfund pro Salm und 2—3 Mark pro Pfd. zur Versteigerung kamen eine ganze Reihe Literflaschen auf dem Versteigerungstische zu stehen. Das der Kronenwirt G. W. Greiff in St. Goarshausen, der Salmenwäger war, den Fischern den Liter guten Wein nur zu 50—60 Pfg. berechnete, ist wohl Schuld gewesen, daß so mancher Salmenfischer, die Mühe verkehrt auf seinem eisigen Haupte, aus der Voi durch Obertal nach Hause ging.

Wie es für die Fischerei vorgeschrieben war wurde der Woogsack genommen und es ging zu neuem Fang, um am anderen Tage wieder Voi halten zu können.

Die Jahre 1876/1877 und 1882 waren gute Jahre für die Fischer. Im I. Quartal 1882 wurden von Lung und Saun über 10 000 Mark als Staatsanteil abgeliefert.

In den 90er Jahren ging die Fischerei stark zurück. Die jungen Fischer wendeten sich anderen Berufen zu, das Gewerbe ihrer Väter konnten sie nicht mehr ernähren. Da keine Mittel vorhanden waren, daß die wenigen verbleibenden Fischer neue Schiffe pp. anschaffen konnten wurden die Fischereien, trotz der Warnung einiger Alten dem Staate zum Kauf angeboten. Die Regierung war hierzu bereit, im Sitzungssaale des Landratsamtes zu St. Goarshausen wurde der Vertrag geschlossen. Um ganze 800 Mark pro Anteil gaben die Fischer ein unaltes Recht und Eigentum her. Den 14—16 abgewandten Herren welche die kgl. Regierungen in Wiesbaden und Coblenz geschickt hatten, waren die Fischer nicht gewachsen. Entweder 800 Mark oder nichts lautete die Parole. Jedenfalls belamen die Vertreter des Staates für diesen Handel mehr Diäten als sie für ein Anteil Fischereirecht bezahlten. Die Zahl der Berufsfischer ging nun immer mehr zurück.

Die Fischereien gelangten nun zum Teil in die Hand von Großindustriellen, welche diese durch Berufsfischer gegen Lohn ausüben ließen. Hierin ist nun Handel geschaffen, die Verpachtung erfolgt nur noch an Berufsfischer. Die Verpachtung erfolgt durch das Wasserbauamt Coblenz.

Diese Stelle muß es als vornehmliche Pflicht ansehen unter allen Umständen für die Erhaltung der Salmenfischerei Sorge zu tragen. Hierzu ge-

...sollensfischei im Gebiete von Coblenz aufwärts unter allen Umständen verboten wird. Die Kollensfischei ist großes Fischmorden. Tausende mündelhafter Fische müssen in den Reusen elendiglich erlaufen. Wer das Gegenteil behauptet lügt oder ist belogen worden. Die früheren Fanger der Fische, Forstmeister Strideberg und Wendland wurden nie und nimmer ein derartiges Fischmorden in ihrem Aufsichtsbezirke auch nur geduldet haben. Auch wäre es früher nicht gut denkbar gewesen, daß ein staatliches Boot, daß Polizeizwecken dient, einem holländischen Rynheren, Schleppdienste leistet, wie dies kürzlich in St. Goarshausen bei dem Abgang der Kollens der Fall war. Warum?

Ein Verbot der Kollensfischei durch die Regierung würde ungemein zur Hebung der Fischerei im Rheine beitragen. Die Kollensfischei bei St. Goarshausen müssen mit allen Mitteln erhalten werden. Ihr Verschwinden würde die Posten des Rheines um ein erhebliches vermindern und ein unaltes Gewerbe der Vergangenheit zu führen.

Kindtaufe und Konfirmation in Nassau-Oranien

II.

Von jeher hat die Patenschaft beim Vollzuge der Kindtaufe in den oranischen Landen eine große Rolle gespielt. Die Paten mußten sein „fromm und der Religion zugethan,“ und nach einer Verordnung von als **Gebattern zu erwählen**, „erwachsene, gottesfürchtige Glieder der Gemeinde, von denen auswärtig: einen pastoralen Schein ihres gottseligen Wesens vorzulegen hatten.“ Nach einer Verordnung aus 1695 waren Knaben stets durch eine Manns- und Mädchen durch eine Weibsperson zur Taufe zu bringen. Bei der Taufe hatten die Paten auf die Fragen des Predigers laut und vernehmlich die Namen des Kindes zu nennen. Der Kindesvater war bei der Wahl des Namens nicht an die Namen der Paten gebunden; das blieb nach einer Verordnung aus 1779 seiner freien Wahl überlassen. Was nun die Zahl der Paten anlangt, so war schon 1541 bestimmt worden, daß „hinfürters mit mehr denn ein gebatter das Kind aus der tauff zu heben soll gebeten werden.“ Nach der Verordnung von 1779 konnte dieser eine Pate der Vater sein oder höchstens konnten zwei Gebattersleute aus seinem oder dem Verwandtenkreis seiner Frau genommen werden. Die weise Absicht der geistlichen und weltlichen Behörden wegen der Anzahl der Gebattern wurde aber stets verkannt. Um schnöder Gewinnsucht halber machte man aus der Taufe ein Geschäft und mehrte die Zahl der Paten und Götten nach seinem Gutdünken und Bedürfnis seines Geldbeutels. Außer den Paten sollten der Taufe beiwohnen die Eltern, Geschwister und nahe Verwandte, die Amme und die Kindbutterfrauen. Man verstand unter letzteren solche Frauen, die der Wöchnerin in ihrer schweren Zeit liebevolle Handreichung getan hatten, von ihnen durften gewöhnlich nur sechs oder acht Frauen, von den Reichen, die es vermochten, auch zehn Weiber zum Kirchgang gebeten werden; jedoch war dabei jeder unnütze Kostenaufwand zu vermeiden. Gelautet war es dem Hausvater hingegen, die Weiber, Stüd Fleisch und Käse und Brot nach seinem Vermögen zu bewirten und mit den Gebattern ins Wirtshaus zu gehen, „um ein halb weins mit Jnen zu trinken,“ wie es in einer Verordnung aus 1541 heißt, „jedoch alles mit gedung, daß übermaß gemietet bleibt.“ (Schluß folgt.)

Das verbrannte Schloß Burg

Von Heinrich Schultheiß

Nachdem erst im Oktober die Rheinprovinz dadurch einen schweren kulturhistorischen Verlust erlitten hat, daß Burg Elt niedergebrennt ist, diese so malerisch gelegene Feste in einem Nebental der Mosel, hat die Rheinprovinz nunmehr am 26. November ein neuer schwerer Verlust betroffen: Schloß Burg an der Wupper ist einem Schadenfeuer zum Opfer gefallen. Wiederum sind unersehbare kulturhistorische Werte für immer verloren.

Der Baubeginn des nunmehr zerstörten Wahrzeichens fällt ungefähr in das Jahr 1118. Die

sind dann zum ersten Male auch über die Zinnen dieser ragenden Burg hinweggebraust und haben das Schloß vollständig in Trümmer gelegt. Fast zweieinhalb Jahrhunderte blieb der Schutthaufen liegen, nur von dem Hauptbau, dem Pallas, waren die wichtigsten Teile erhalten geblieben. Viele Jahre hindurch dienten sie zu Wohnzwecken und versielen erst, als 1846 Dach und Ballentwerk zum Bau des Elberfelder Landgerichts verwendet wurden. 1887 fast man dann zum ersten Male wieder den Entschluß, die stolze Feste des bergischen Landes in alter Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen. Opferfreudige Kreise der Bevölkerung gründeten den Schloßbauverein, der es als seine erste Aufgabe betrachtete, den Pallas wieder aufzubauen. Im Jahre 1891 wurde die nördliche Seite, ein Jahr später der Kapellensügel und 1894 endlich der Südteil des Pallas genau in den früheren Formen wieder aufgebaut. Das massive Mauerwerk, das diesen Pallas umschließt, birgt im Innern zwei große Säle die bei dem Brandunglück ziemlich verschont geblieben sind. Nur der eine der beiden Säle, der Rittersaal hat durch Dedeneinsturz erheblich gelitten. Ueber diesem Steinbau aber erhob sich ein hoch aufgeführter Dachaufbau, in dessen malerischen Kammern und Winkeln das bergische Heimatmuseum aufbewahrt wurde. Dieser wertvolle Teil des Baues ist mit all den kostbaren Reliquien aus dem bergischen Lande, mit all den Möbeln, Geräten, Waffen, Urkunden und Münzen dem Feuer zum Opfer gefallen. In dem eben erwähnten Rittersaal befanden sich längs der Wände außerordentlich temperamentvoll und lebenswahr gemalte Geschichtsbilder der Düsseldorfer Malers Claus Meyer, die jeden Besucher des Schlosses gefesselt haben und ihm von der Geschichte des Landes lebendige Kunde geben. Sie sind durch das Feuer wie durch ein Wunder nicht allzuviel beschädigt worden. Die Schloßkapelle und die Remise, die ebenfalls von Düsseldorfer Malern und zwar von Professor Willy Spang und Peter Janssen ausgemalt worden sind, konnten erhalten werden, während die malerische Torshänke schwer gelitten hat. Das wird besonders mancher fröhliche Besucher bedauern, der dort ein gutes Tröpfchen vom nahen Rhein genossen hat. Zum Museum im Obergeschoß führte eine Treppe, die bei dem Brand in die Tiefe gestürzt ist. Dabei wurde das von bergischen Frauen gestiftete große Oelgemälde des Malers Rocholl „König Wilhelm und Bismarck nach der Schlacht bei Gravelotte“ vernichtet.

Sachverständige beziffern den Brandschaden auf 40 bis 50 Millionen Mark. Wer aber kann von Summen reden, wenn solche Unluts, wie die eben besprochenen, vernichtet worden sind? Schon aber regt sich der Gedanke, daß der Schloßbauverein, als Sinnbild des ganzen deutschen Volkes, den Wiederaufbau des Wahrzeichens des bergischen Landes erneut in die Hand nehmen müsse. Wieder regt sich der alte Opfergeist, und es besteht allüberall die Meinung, daß die Mittel für die ersten Notarbeiten irgendwie beschafft werden müssen. Schloß Burg müsse auch aus dieser Zerstörung gerettet und neu aufgebaut werden. Es ist zu wünschen, daß dieser schöne Gedanke recht bald zur Tat werde!

Dezembermorgensang...

Von Hermann Hesse

Seltam, im Nebel zu wandern
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum kennt den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahelich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt
Das unentrinnbar und leise
Von Allen ihn trennt.

Seltam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamkeit.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Beethoveniana

Von Dr. Paul Cornelius

Es gibt eine ganze Anzahl Ausdrücke und Ueberschriften bei Beethoven, die auch dem musikalischen Laien durchaus geläufig zu sein pflegen, über deren Sinn und Ursprung sich jedoch die wenigsten klar sind. Leider kennt z. B. die Mondschein-Sonate, viele nehmen an, diese Bezeichnung stamme von Beethoven selber, das ist aber keineswegs der Fall, wie wir gleich sehen werden. Jeder hat einmal etwas von dem Rondo „Die Wut über den verlorenen Groschen“ gehört, welche Verwandtnis es damit aber hat, wissen nur sehr wenige. Es vorläßt sich also einmal, einige dieser Ausdrücke hervorzuholen und zu erläutern.

Die Mondschein-Sonate

Es ist die Cis-moll-Sonate opus 27 Nr. 2, die Beethoven der Gräfin Julie Guicciardi gewidmet hat. Er selber überschrieb sie, vielleicht um des träumerischen Charakters des ersten Satzes willen, „Sonata quasi una fantasia.“ Diese Bezeichnung ist aber nichts Außergewöhnliches und bietet kaum einen Aufschluß, wenn man berücksichtigt, daß auch die Sonate opus 27 Nr. 1 denselben Untertitel führt. Daß Beethoven im ersten Satz ein reines Stimmungsbild geben wollte, geht aber aus seiner Bemerkung „Si deve suonare tutto questo pezzo delicatissimamente e senza fardini“ und der im ersten Takt stehenden dynamischen Bezeichnung „sempre pp e senza fardini“ hervor. Welche Art von Stimmung erzeugt werde, das überließ Beethoven ganz dem Empfinden des Spielers.

Gelegentlich einer öffentlichen Aufführung schrieb nun der damals sehr bekannte und auch heute noch nicht vergessene Musikschritsteller Kellstab in einer Besprechung, ihm sei beim Anhören des ersten Satzes jammerte, als sehe er den Mondschein auf den Wellen des Vierwaldstätter Sees spielen. Dieser Vergleich Kellstabs ist sehr glücklich; er trifft die Stimmung des Adagio sehr treffend aus und ist damals zum geflügelten Wort geworden. Man nannte das Werk von nun an kurz die „Mondschein-Sonate.“ Dabei darf man aber nicht übersehen, daß die Bezeichnung lediglich für den ersten Satz zutrifft, schon nicht mehr für den zweiten, das Allegretto im Dreiviertel-Takt, das Beethoven merkwürdigerweise mit der Aufschrift „attaca subito!“ unmittelbar an den ersten Satz anschließt, und erst recht nicht für den dritten, das Presto agitato, das voll Leidenschaft und Unruhe ist.

Die Wut über den verlorenen Groschen

Das Rondo a capriccio, das auf dem von Beethoven hinterlassenen Manuskript mit seiner eignen Handschrift die Ueberschrift enthielt: „Die Wut über den verlorenen Groschen,“ ausgißt in einer Caprice“, trägt die opus-Zahl 129 und ist zur selben Zeit wie die Missa solennis und die Neunte Symphonie entstanden, zu Lebzeiten Beethovens aber nicht veröffentlicht worden. Es scheint, daß der Meister selber das Werk nicht so hoch einschätzte, um es an die Öffentlichkeit zu geben, denn wenn er es gewollt hätte, so hätte er ohne weiteres mit andern Klavierstücken zusammen bei Diabelli oder einem andern Verleger herausgeben können; Beethoven hatte gerade in seinen letzten Lebensjahren so ausgezeichnete Beziehungen zu Musikalienverlegern, daß auch dieses Werk sofort gedruckt worden wäre, wenn er es gewollt hätte.

Ueber den äußeren Anlaß, der sich ja übrigens aus dem Titel von selber ergibt, ist Zuverlässiges nicht zu ermitteln. Selbst die große Beethoven-Biographie Thalers enthält nichts darüber und auch in den Beethovenstudien Grimms konnte ich nichts darüber finden. Daß Beethoven sich über den Verlust eines guten Silbergroßschens ernstlich geärgert haben sollte, darf als ausgeschlossen gelten. In Geldsachen war er, wenn auch haushälterisch, so doch durchaus großzügig.

Daß es ihm auf einen Groschen und sogar auf ein paar Dukaten keineswegs ankam, wenn er ein künstlerisches Ziel verfolgte, zeigt sich bei seinem opus 120, den Variationen über einen Walzer von Diabelli. Dieser Verleger, der sich auch als Komponist einen geachteten Namen gemacht hat und dessen Sonatinen ja heute noch im Elementarunterricht des Pianisten gern verwandt werden, hatte Beethoven für sechs bis acht Variationen über das genannte Thema ein Honorar von 80 Dukaten ge-

hoben. Beethoven aber konnte sich gar nicht genug tun im Variieren, er schrieb nicht acht, sondern zwölf, dann achtzehn Variationen und als Diabelli auf Ablieferung des Notenmanuskriptes drang, legte Beethoven der 20. Variation das Mozartsche „Keine Ruh bei Tag und Nacht“ zugrunde und schrieb immer weiter. Erst als er sage und schreibe 33 Variationen fertig hatte, lieferte er das Manuskript ab.

Der Titel „Die Mut über den verlorenen Gockchen“ ist also lediglich als ein Scherz aufzufassen, als eine Caprice wie das Stück selber.

Die Sonate op. 81 a.

Dass Beethoven mühsamer darauf aus war, eine gewisse Stimmung mit seinen Werken zu treffen u. im Hören hervorzurufen, daran kann niemand zweifeln, der seine Sonate appassionata und seine Sonate pathétique, seine Leonoren-Overtüren und seine Pastoral-Symphonie kennt. In dieser letzteren Symphonie hat er sogar richtige Programmmusik gemacht.

Nun haben wir von ihm u. a. auch die Klavier-Sonate op. 81 a, die dem Erzherzog Rudolph gewidmet ist. Auch sie setzt sich ein Programm: „Das Leben“, „Die Abwesenheit“ und „Das Wiedersehen“. Entscheidend ist auch hier der Stimmungsgehalt. Die Ueberschriften haben in Wirklichkeit einen recht äußerlichen Anlaß: die etwa 21-jährige Tochter des Erzherzogs Rudolph von Wien. Man darf aber nicht etwa glauben, daß Beethoven diese vorübergehende Trennung sehr nahe gegangen sei. Der damals etwa 21-jährige Erzherzog, der seit fünf Jahren sein Schüler war, ist zweifellos musikalisch sehr begabt gewesen, aber Beethoven war gerade kein geduldiger Lehrer und man darf es ihm schon glauben, wenn er selber erzählt, daß er dem jungen Erzherzog, dem Sohn des Kaisers, sogar einmal auf die Finger geklopft habe. Zwar hatte dieser selber das Peremtoriell sehr geliebt, da der damals mehr als doppelt so alte Beethoven für dergleichen nicht zu haben war, aber der Meister empfand den gesellschaftlichen Abstand unbeschadet seines starken Selbstbewußtseins doch sehr, auch bedrückte ihn der Zwang, bestimmte Stunden für die Lektionen einhalten zu müssen. Wenn er auch die Gitter nicht einließ, so sah sich Beethoven doch hin und wieder zu Mühsal veranlaßt, die den Charakter des Höfischen hatten, und das fiel ihm sicherlich jedesmal recht schwer. So erklären sich denn auch Programmmusik und Widmung in diesem Falle aus Gründen der Konvention und bewußter Artigkeit. Der Sonate op. 81 a liegen zwar zweifellos echte Empfindungen zugrunde, aber sie bezogen sich bestimmt nicht auf den Erzherzog, der ihm im übrigen nicht unsympathisch war. Welcher könnte man, wenn schon eine bestimmte Person in Frage kommen soll, an die damals siebzehnjährige Tochter seines Arztes Malfatti denken, die es ihm um diese Zeit angetan hatte. Aber es ist auch durchaus möglich, daß die drei Stimmungen der Sonate aus einer ganz allgemeinen, nicht auf eine einzelne Person bezüglichen, darum aber nicht weniger tiefgehenden Empfindung heraus entstanden sind. Die Gefühle eines herzlichen Abschieds hatte Beethoven ja oft genug in seinem Leben empfunden, um sie auch in Tönen wiedergeben zu können. (Ein zweiter Artikel folgt.)

6. Christenhorus

Von Otto Bräse

Sie sagen,
Ich habe das Jesustind
durch das Wellenschlagen
aus Ufer des Sees getragen.
Heut' hielt ich in der Hände Schrein
Umkapelt Erbeten. Stadthinein
Trug ich zitternd, durch gresle Flächen,
Durch das Gerauge von Menschenbächen,
Stemte mich, stöhnte, schrie:
Reiner — sie müssen beinander geh'n —
Grüßte den andern. Nie
Spürt' ich ein Indie-Augen-seh'n.
Abends nur, vor zuckenden Flammen,
Sah ich Hier um Hier um Hier.
Liebesblide aus Dossensier,
Krallen, Bisse, Tagen, Schrammen.
Als ich wieder ans Ufer kam
An Waldestüfte, griff mich die Scham,
Wurf die Erde in den Wind —
O, du schweres Jesustind!

Sport und Sexualität

Das Geschlechtsleben aller lebenden Menschen steht mit im Mittelpunkt ihres Seins. Die feinen Fäden, die das gesamte Nervensystem mit den Fortpflanzungsorganen verbinden, die unzähligen Beziehungen, mit denen die Genitalphäre mit den übrigen Organen des Körpers in Verbindung tritt, weisen aufs nachdrücklichste auf die hervorragende wichtige Rolle des Sexualsystems für den ganzen Körper hin. So ist es klar, daß Einflüsse, die das Sexualsystem treffen, in ihrer Wirkung nicht auf dieses beschränkt bleiben, und dahin umgekehrt hier Wirkungen zum Vorschein kommen, die zunächst in ganz anderer Richtung zur Geltung gelangt waren. Ein den ganzen menschlichen Körper so aufs höchste in Anspruch nehmendes Geschehnis wie sportliche Betätigung muß daher naturgemäß seine Wirkungen auch auf das Sexualsystem erstrecken, das in gewissem Sinn nur eine Unterabteilung des gesamten Nervensystems darstellt.

Alle Betrachtungen, die über die Auswirkung des Sports auf das Nervensystem angestellt werden, gelten ganz allgemein auch für das Sexualsystem. Der Sport, vernunftmäßig getrieben, hat den großen, unersetzbaren Vorteil, die Gedanken in anregender Weise auf Dinge zu lenken, die der Gesundheit zuträglich sind. Der Geschlechtstrieb, in sublimierter Form, für gesunde, gewissen, mäßigen Menschen der Ursprung reiner Freude und schönsten Glückes kann für den Unmäßigen, der eigenen Schwäche Unterliegenden zu einer furchtbaren Geißel werden. Immer wieder trifft man solche Leute, deren Gedanken um nichts anderes kreisen können als um sexuelle Betätigung in der mindersten Form, deren Dasein ein Sklavenleben ihrer eigenen einseitigen Festlegen jedes Gedankens und aller Lebenskraft findet sich bei manchem, der bei rechtzeitiger Warnung wohl fähig ist, sich aus dem drohenden Sumpf loszureißen. Gefördert wird solche Neigung durch das Alltagsleben mancher Menschen, das aus dem Arbeitsraum nirgends hinausführt als in ein Vergnügungslotus, ein Casino, eine Tanzstätte das seine Erholung in raucherfüllten, alkoholfeschwängerten Räumen, am stumpfsinnigen Biertisch, beim geiststötenden Kartenspiel sucht.

Einen mächtigen Widerpart findet übermäßige Sinnigung zu sexueller Ausschweifung mit ihren gesundheits- und kraftvernichtenden Folgen in der an die Natur, an das Leben im Freien geknüpften sportlichen Betätigung. Das Leben in der freien Natur gewährt einen ganz anderen Ueberblick über die Wichtigkeit solcher in den Vergnügungslotus den dumpfen Mittelpunkt bildenden Gedanken und Triebe; die bewußte Ausbildung des Körpers, die Stärkung von Muskeln und Nerven, gewährt die Kraft, mit Hilfe des methodisch gefestigten Willens nicht Anreizungen und Verlockungen zu unterliegen die rein aus dem unbewußten Triebleben entspringen. Es ist bekannt daß vernunftmäßige Sportleute zur Zeit des Trainings in sexueller Hinsicht große Zurückhaltung und völlige Enthaltsamkeit üben. Das ist ein Beweis dafür, daß zur Erziehung größter körperlicher Leistungsfähigkeit bedachte Beschäftigung auf diesem Gebiet vonnöten ist. Aber auch wenn der Sport nicht Lebensherz ist, wenn er nur Gesundheitsbrunnen und ständig sprudelnder Born der Freude an eigener Kraft bedeutet, auch der wird aus solchem Verhalten zu erkennen vermögen, wie wichtig sexuelle Zurückhaltung in gesundheitlicher Beziehung ist. Das gilt in ganz besonderer Weise und aus besonders ernsten Gründen für die heranreifende, noch nicht mannbare Jugend. Die aus der Pflege des Sports sich ergebende Körperstärkung und Willensbildung bietet eine treffliche Unterstützung zur Ueberwindung sexueller Gefährdung. Dazu kommt noch ein weiteres wichtiges Moment. Die Vermeidung des Alkoholimibrauchs, die dem Sporttreibenden selbstverständliche Notwendigkeit bedeutet, bewahrt vor der gefährlichen Ruppelwirkung dieses Verführungsgiftes, und dadurch in zweiter Linie vor der unbedachten Erwerbung einer verhängnisvollen geschlechtlichen Erkrankung.

Alle diese dem Sport entspringenden Vorteile für das sexuelle Leben gelten indes, darüber muß

man sich klar sein, nur, solange der Sport in gemäßigter, gesundheitsbedachter Weise getrieben wird. Bei dem Einzelnen mag die Grenze für diese Bedingung sehr verschieden gesteckt sein. Die gesunde Ermüdung des Sports lenkt von sexuellen Gedanken ab. Führt die sportliche Betätigung aber zu einer auch in anderer Hinsicht schädlichen Uebermüdung des Körpers, so erleiden gleichzeitig Wille und Ueberlegungsfähigkeit eine Ablenkung in falscher Richtung: die Schwäche des Körpers kommt in raschem Unterliegen gegenüber der Verführung sexuellen Anreizes und sexuellen Gedanken zum Ausdruck. Das gilt vor allem dann, wenn die letzte Kraft des übermüdeten Organismus durch Alkoholgaben in jeder angestachelt und aufgepeitscht worden ist. Bei manchen nervösen insbesondere an sehr nervösen Personen bedingten leidenden Personen können übrigens bestimmte Sportarten, Radfahren, Reiten usw., eine schädliche ihr Leben verstärkende Wirkung ausüben. Derartige Kranke sind aber nicht als durchschnittliche Sportleute zu betrachten; sie müssen vielmehr, ehe sie einen Sport wählen, mit ihrem Arzt Rücksprache nehmen.

Dr. W. Sch.

Vom Tanz

Von J. Kahlon

Schon von altersher war der Tanz allen Nationen bekannt, er gehörte einst zum religiösen Kult. Die Indier der Vorzeit begrüßten die aufgehende Sonne durch Freudenprünge. In ernster Weise eröffneten in grauer Vorzeit Ägyptens Priester die pantomimischen Tempeltänze. Tacitus berichtet vom deutschen „Schwertertanz“. Tanz und Gesang waren von jeher aufs engste verbunden. Festliche Umzüge im Dienste der Götter, der Göttin der Erde und des Ackerbaues, fanden statt. 1640 tanzten noch die Jungfrauen auf Westerland, führten und in Schleswig das neue Jahr ein. In Jerusalem konnte man zu Ehren Jehovas den Tanz. Die Märtyrerverste der ersten christlichen Zeitperiode wurden sämtlich durch Tänze verherrlicht. Die christlichen Sendboten gestatteten, daß die altheidnischen Tänze mit den Feierlichkeiten der Kirche verbunden wurden; der letzte Rest der „Rückentänze“ wußte sich in den Processionen der katholischen Kirchen.

Der Tanz zeigt den Tanzenden als ein Kunstwesen. Alles an ihm und in ihm kommt unter dem Gesichtspunkt des Kunstwerks zur Geltung: die Figur, das Temperament, die Erziehung, die Gewöhnung des Tänzers, die Seele, das Empfinden des Augenblicks. Alle Seligkeit und Zärtlichkeit, alle Hoffnung und alle Anmut leuchten aus dem rhythmischen Wandelbild. In vollem Liebreiz erscheint der Tanz nur da, wo das Ebenmaß in Form und Bewegung die reine Schönheit offenbart. Darin ist das weibliche Geschlecht den in Ernst und Arbeit härter geschulten Männern über, die von weitem auch die Fröhen schweigt und scheinbar ernst ist. Von der Plastik scheidet sich der Tanz radikal durch rhythmische Bewegung. Mit der Musik ist der Tanz blutsverwandt, weil beide gleichermaßen aus dem primären Rhythmus stammen. Im Tanz untersteht man kaum einem Kunstgesetz; man ist frei und produktiv. Instrument und Werkzeug ist der Körper und das Gefühl nimmt die Rolle des Akzents ein. Harmonie, Allseitigkeit suchen im Tanz ihren Ausdruck.

Einer der ältesten Tänze ist der Walzer, er ist mit der Geschichte des deutschen Volkes aufs innigste verknüpft. Früher nannte man diesen Tanz „Daher“, „Dochtan“, später „Ländler“. Weber ahnte diese einfachen Ländler in seiner anmutigen Bauerntanzszene im „Freischütz“ nach. Der weitere Ländler verwandelte sich in der Zeit der gefühlseligen Romantik in den sentimentalen Walzer. Weber war es, der mit seiner feurigen „Aufforderung zum Tanz“ den Walzer zu einem leidenschaftlichen Tanz machte. Der Galopp stammt aus Frankreich und machte viele Wandlungen durch Da er durch seinen lebhaften Charakter Grazie und Vornehmheit verlor, wird er heute seltener getanzt als früher. Die Polka entstammt dem Böhmerland. Wegen seines Halbschrittes erhielt er von dem böhmischen Wort polka — die Hälfte den Namen. Die zahlreichen im Laufe der Jahre aus

stehenden Volkstänzen bestehen aus 3 bis 4 Teilen zu je 8 bis 16 Tritten. Von alten unverändert gebliebenen Nationaltänzen kennt man eigentlich nur noch den Fandango der Spanier, der heute wie einst mit Kastagnetten begleitet wird und die in Polen als Figurentanz ausgeführte Mazurka.

Neue Tänze hat der wechselnde Geschmack hervorgebracht, die Mode hob sie auf ihren Schild, um sie oft ebenso schnell wieder fallen zu lassen und abermals neue Formen einzuführen. Es werden stets Entwürfe gezeichnet. Man eifert ja gern, mit Recht, gegen das übermäßig viele Tanzen. Aber wie äußert sich Werthers Lotte: „Wenn die Leidenschaft für den Tanz ein Fehler ist, so gestehe ich gern, ich weiß nur nichts über das Tanzen. Und wenn ich was im Kopf habe und nur auf meinem verstimmlen Klavier einen Kontrakt vorbräume, so ist alles wieder gut.“

Weihnachtsbücher: Schau

I.

Was schenke ich zu Weihnachten?

Natürlich ein Buch! wird jeder Buchhändler dem Fragesteller erwidern. Ja, aber warum gerade ein Buch, da es doch noch tausenderlei andere gute Dinge gibt? — Nun ein gutes Buch ist nicht nur eines der in fast allen Fällen beliebtesten und auch gern gelesenen Geschenke, sondern vor allen Dingen auch heutzutage — und das ist sehr wichtig — eines der allerbilligsten! Gibt es, was immer es auch sei, irgendetwas, das im Vergleich zu den Vorkriegspreisen auch nur annähernd so wohlfeil gekostet hat, als ein gutes Buch? Wohl kaum; denn alles, was man auch im Geiste an sich vorüberlegen läßt, alles, aber auch alles hat ganz beträchtliche Preissteigerungen durchgemacht wie das Buch. Ist dieses heute dreimal oder viermal so teuer, als im gutbegonnenen Jahre 1914, so ist das schon beachtenswert; und über das Fünftfache des Vorkriegspreises gehen nur wenige Spezialwerke hinaus. Welcher andere Gegenstand kann sich da an Wohlfeilheit mit dem Buche messen? Denn selbst der bescheidenste Artikel hat heute wohl den zehnfachen Preis von ehemals erreicht, manche gehen noch viel höher. Damit dürfte wohl die Behauptung, daß ein gutes Buch heute weitaus das billigste Geschenk ist, voll erwiesen sein.

Was schenken wir zunächst unseren Kindern? Natürlich ein Märchen- oder Bilderbuch. Und was gibt es da eine Unmenge reizender Sachen und Sächchen, daß einem die Auswahl gar schwer wird! Und auswählen muß man. Denn ein besseres Erziehungsmittel und Bildungsmittel für unsere kleinen als Bilderbücher gibt es kaum. Da ist denn in erster Linie ein Werk zu nennen, das einen in unserem Kreise wohlbekannten Dichter von heimlichem Klang zum Verfasser hat:

Jakobens wundersame Waldfahrt von Walter Schwemer.

Wir müssen sagen, daß es das Beste ist, was uns seit langem vor Augen gekommen ist, vor allem deshalb, weil das Wunder, das Märchenhafte organisch, unauffällig und geschmackvoll aus der Situation herausblüht. Hier ist das richtige Gleichgewicht, in dem eine Geschichte zum leibhaftigen Märchen wird, prachtvoll durchgeführt. Hier sind wirkliche Zwergen, die den kleinen Helden in ihren Schutz nehmen, und nichts Gefährliches und nichts Unwahrscheinliches, sondern alles so ganz von Herz und Verstand von größeren Kindern und solchen, die immer große Kinder bleiben, geschaffen. Dazu die entzückenden Naturbeschreibungen. Ebenso gut und treuherzig wie die Erfindung, die Fabel, ist die prächtige Diktion. Kurz ein Werk für unsere Kinder und für uns selbst, die wir noch jung sind oder uns ein junges Herz bewahrt haben und jung bleiben wollen. Wir kommen auf das ganz einzigartige Buch noch zurück.

Eltern, die nicht wollen, daß sich ihre heranwachsenden Töchterchen zu frühzeitig für das „Jakobchen“ und seine „wundersame Waldfahrt“ interessieren, empfehlen wir nicht etwa „Max und Moritz“ von Wilhelm Busch, sondern

Maus und Moli

eine Mädchengeschichte nach Wilhelm Busch. Und dem Familienvater, der neben seinem Mädchen auch einen Stummhühnerchen nennt, geben wir den salomonischen Rat: Kaufen Sie dem

Jung „Max und Moritz“ und dem Wäböl „Maus und Moli“ und ein Jant oder Streit darüber, wer „das schönere“ bekommen hat, ist gänzlich ausgeschlossen. Wie sich die beiden hüben Busen „Max und Moritz“ mit ihren sieben Streichen die Welt erobert haben, wie ihre Reden zu geflügelten Worten geworden sind, die selbst der Buchmann gewissenschaft vermerkt, so mögen sich bald auch „Maus und Moli“ als Lieblingsschuch der Mädchen erweisen und auch die Erwachsenen mit reiner Freude erfüllen!

Bleibt noch ein Kranz von herrlichen Bilderbüchern. Zunächst das Nürnberger Puppen-Stuben-Spiel-Buch. Ein Bilderbuch zum Spielen. Das Buch gibt dem Kinde eine ganze Puppenfamilie mit den nötigen lehrreichen Sprücheln, die unsere kleinen hübsch auswendig lernen sollen. „Der lustige Jahrmarkt“ und „Was Friß und Zuse auf dem Jahrmarkt (Kirmes) erleben“. Wieder zwei reizende Bücher. Sehr lehrreich und nett ist: „Vorwärts wird alles gemacht, was wir zum täglichen Leben brauchen“ und „Handwerkstent, Kinder der Freude“. Ein allerliebster Buch (der Ausdruck ist hier der einzige richtige), farbenprächtigt ausgestattet, ist „Landeradei“ (Neue Kinderlieder). „Schneewittchen“ hat (wie übrigens auch die vorgenannten) farbenfaste, im Ton und in der Ausführung modern gehaltene Bilder. Ebenso schön ist: „Des Wiesenmännchens Brautfahrt“. Sämtliche Bilderbücher sind im Nürnberger Bilderbuchverlag Gerhard Stalling in Oldenburg erschienen, der mit der Herausgabe derselben sich ein großes Verdienst um die Volkskunst und um die Seele unserer Kinder erworben hat.

Von den Jungen im Bilderbuch gehen wir über zu den — Spiegbüchern. Und da können wir über ein Werk berichten, das wir allen unseren Lesern aufs angelegentlichste zur Lektüre empfehlen können:

Hans Reimann: Tyll

Kurt Wolff, Verlag, München. Preis geb. M. 9, geb. M. 18.

Wohl noch nie ist das köstliche Bild des Spiegbüchertums so lebenswahr und abschreckend dargestellt worden wie in diesem Roman. Und köstlicher Humor und scharfe Satire machen die Lektüre zu einem feinsinnigen Vergnügen. Das Gymnasium erstreckt vor uns in seiner ganzen — wie es sich auch heute vielfach noch repräsentiert. Meine Herren Professoren, kaufen Sie sich bitte sofort diesen Roman; sie müssen ihn gelesen haben! Und auch die Eltern mögen aus diesem prachtvollen Erziehungsroman ihre Lehren ziehen und die Schüler mit seiner Hilfe ganze Kerle werden. Glück auf, Tyll!

Museumsgänge

Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte. Von Hans Böschhorn. (Welschagen und Masings). Ein hervorragendes Werk, das zusammen mit Brandts „Sehen und Erkennen“ unerlässlich für jeden Kunstfreund ist. Der Verfasser führt uns in ein Museum im Lande Utopia, in dem alle Meisterwerke der bildenden Künste vereinigt zu schauen sind, und läßt uns im Ehrfurcht erschauern vor der Kunst der Jahrhunderte. Eine glänzende Ausstattung mit guten Reproduktionen in schwarz und bunt unterstützt die literarische und fesselnde Diktion der Sprache. Dabei berücksichtigt das Werk erfreulicherweise auch die heutigen Verhältnisse nach dem Weltkrieg. Der niedrige Preis (21 Mark) steht in keinem Verhältnis zum Wert und zur Ausstattung des Buches.

Sonstige Neuerscheinungen

(Besprechung folgt in den nächsten Nummern)

Hermann Horn: Die Mannschaft des Neolus. Verlag Hermann Horn. Die Odyssee eines Segelschiffes und seiner Mannschaft, Abenteuer in fremden Erdteilen, stille Fahrten und Sturm auf hoher See, Menschen, in deren Gemüt das ewige Auf und Ab des Wellenganges und der Ereignisse sich spiegelt.

Zweifäusterdrupe: Theodor Storm: Die Söhne des Senators, Drüben am Markt. — James W. Blum: Rabenschen oder der große Meister.

Lebensbücher (Verlag Engelhorn's Nachf.). Bücher von Max: Was du tust, das tue recht! und von Ralph Waldo Trine: Auf dem Wege zur Wahrheit und Das Größte, was wir kennen.

O. R. W.

(Sämtliche oben angeführten Werke sind vorrätig in der Buchhandlung W. E. G. in Oberlöffelstein).

Niesche

Als Niesche das Leben heilig sprach, lachten seine Zeitgenossen, lachten über den Propheten, dessen Wort ihnen fremd blieb. Niesche ist tot und die Menschen haben nicht aufgehört, zu weinen. Sie haben einst das Heilige verschmäht und büßen nun ihr Tun. Das ist die Geschichte vom „verlorenen Lachen.“ (or.)

Die Abrechnung

Stilge von P. D., Braubach

Anni und Kurt stehen sich gegenüber, Aug in Aug. Anni bleich und mit fest zusammengepreßten Lippen, doch mit furchtbar drohenden Augen. Kurt sucht seine Unsicherheit durch verlegene Bewegungen zu bemänteln. Längeres unheilvolles Schweigen. Nur das stoßweise Atmen Annis ist hörbar.

Endlich „ermannet“ sich Kurt und hebt an:

„Willst du mir bitte sagen, was dich nach unserer Aussprache noch hier hält?“

Anni lauernd und verärgert: „Nichts, — als daß ich die Summe unter unsere Rechnung stehen werde.“

„Welche Summe?“

„Das hier!“ Sie hat blitzschnell einen Revolver hervorgezogen und hält ihn Kurt vor die Nase, die um einen Schein bläuel wird.

Aber Kurt ist ein Mann, er zittert nicht, sondern lachelt, wenn auch etwas gezwungen.

„Nun, was hast du damit gewonnen, wenn du mich niederschießt?“

„Rache! Rache für den Verrat, du Treulosler!“

„Sehr schön, und was dann?“

„Was dann?“ Anni lachte grell auf. „Das ist mir ganz gleichgültig, was dann sein wird, weißt du das?“

„Dir ja, ob aber auch dem Staatsanwalt — das möchte ich noch bezweifeln.“

„Was kümmert mich der Staatsanwalt — was geht mich das Gericht an? Meine Ehre will ich —“ bohrend auf Kurt eindringend — „deinen Tod!“

Kurt ist zurückgewichen.

„Ja, ja, aber was denkst du, was deine Verwandten dazu sagen werden, wenn du als Mörderin vor ihnen dastehst —“

„Ach bah — Mörderin — was frag ich nach meinen Verwandten. Sie können mir gestohlen bleiben!“

Aber denke doch ein wenig an deine Zukunft, Kind, — willst du denn lebenslanglich ins Zuchthaus?“

„Ich fürchte mich weder vor dem einen noch vor dem andern. Du liebst mich nicht mehr, du hast mich hintergangen, das genügt mir. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen!“

Sie hebt wieder den Arm mit der Schußwaffe.

Kurt, dem in höchster Verzweiflung ein Gedanke kommt —: „Einen Augenblick — Kind — weißt du auch — bedenkt du auch — daß in den — den Zuchthauszellen — Spinnen — ja Spinnen sind —“

Anni läßt den Arm sinken, ein Beben läuft durch ihren Körper.

Epi — Spinnen sagst du?“ flüsterte sie.

Kurt, der ein wenig Sicherheit gewinnt: „Ja, frag nur jeden Gefangenenträger, wie es von Spinnen in den Zellen wimmelt. — Groß — kleine — dicke — dünne — brr — du kennst doch die mit den langen dünnen Beinen und die mit kleinen, dicken, allen Leibern —“

„Entsetzt“, flüstert Anni. „Ist das wahr?“

„Und ob — ja, und wo sie überall hinkriechen die Spinnen, über Tische und Stühle, von der Zimmerdecke lassen sie sich herab — in die Betten verstreuen sie sich — in die Speisen fallen sie hinein — daß man sie mit dem Löffel herausfischen muß — brr — oh —“

„Ach — hör auf — hör — auf —!“ stöhnt Anni und schließt die Augen. „Wasser!“ Kurt hält die Umsinkende auf und geleitet sie zum Divan. Dann entnimmt er ihrer Hand den Revolver, sichert ihn und steckt ihn zu sich. Hierauf betupft er das kalte weiße Gesicht der Ohnmächtigen mit einem nassen Tuche, und während sie ihre Augen aufschlägt, streicht er lächelnd ihr Gesicht. „Ich sage ja immer, deine Nerven, Kindchen, du mußt dich schonen, versprich mir das!“